

dtv

Ein altes Ehepaar wird auf seinem Bauernhof brutal ermordet. Die letzten Worte der sterbenden Frau waren »Ausländer, Ausländer!«. Kommissar Kurt Wallander weiß, daß diese Information unter gar keinen Umständen an die Presse gelangen darf. Denn das Klima im Lande hat sich gewandelt, und die Möglichkeit, daß Ausländer an der Tat beteiligt waren, genügt vielleicht, um eine Welle ausländerfeindlicher Gewalt auszulösen. Doch plötzlich gehen die Ermittlungen in eine ganz andere Richtung: Der Ermordete hat offenbar ein Doppelleben geführt . . .  
Wallanders zweiter Fall

*Henning Mankell*, geboren 1948 in Härjedalen, ist einer der angesehensten und meistgelesenen schwedischen Schriftsteller. Er lebt als Theaterregisseur und Autor abwechselnd in Schweden und in Maputo/Mosambik. Mit Kurt Wallander schuf er einen der weltweit beliebtesten Kommissare. Seine Taschenbücher erscheinen bei dtv. Eine Übersicht aller auf deutsch erschienenen Bücher von Henning Mankell finden Sie unter [www.mankell.de](http://www.mankell.de) und am Schluß dieses Buches.

Henning Mankell  
Mörder ohne Gesicht

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen  
von Barbara Sirges und Paul Berf

Deutscher Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie Kurt Wallander im Internet:  
[www.wallander.de](http://www.wallander.de)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Ungekürzte Ausgabe 2010  
3. Auflage 2013  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags  
© 1991 Henning Mankell  
Titel der schwedischen Originalausgabe:  
›Mördare utan ansikte‹ (Ordfront Förlag, Stockholm 1991)  
© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Paul Zsolnay Verlag, Wien  
(Deutsche Erstveröffentlichung: Berlin 1993)  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
plainpicture/Arcangel  
Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg  
Gesetzt aus der Aldus 10/11,75 (QuarkXPress)  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21212-0

# 1

Etwas hat er vergessen, das weiß er genau, als er aufwacht. Etwas, das er geträumt hat in dieser Nacht. Etwas, an das er sich erinnern sollte.

Er versucht, sich zu erinnern. Aber der Schlaf ist wie ein schwarzes Loch. Ein Brunnen, der nichts von seinem Inhalt preisgibt.

Dabei habe ich nicht von den Stieren geträumt, denkt er. Da müßte ich jetzt verschwitzt sein, so als hätte ich während der Nacht ein Fieber ausgeschwitzt. Diese Nacht haben mich die Stiere in Ruhe gelassen.

Er liegt regungslos in der Dunkelheit und horcht. Die Atemzüge seiner Frau an seiner Seite sind so schwach, daß er sie kaum wahrnehmen kann.

Eines Morgens wird sie tot neben mir liegen, ohne daß ich es merke, denkt er. Oder ich werde tot sein. Einer von uns vor dem anderen. Irgendeine Morgendämmerung wird die Bedeutung haben, daß einer von uns einsam übriggeblieben ist.

Er sieht auf die Uhr, die auf dem Tisch neben dem Bett steht. Die Zeiger leuchten und zeigen auf Viertel vor fünf.

Warum bin ich aufgewacht, denkt er. Normalerweise schlafe ich bis halb sechs. So habe ich es über vierzig Jahre lang gemacht. Warum wache ich jetzt auf?

Er horcht in die Dunkelheit hinaus und ist plötzlich hellwach.

*Irgend etwas* ist anders. Etwas ist nicht mehr so, wie es bisher war.

Vorsichtig tastet er mit der einen Hand, bis er das Gesicht seiner Frau erreicht. Mit den Fingerspitzen fühlt er, daß sie

warm ist. Es ist also nicht sie, die gestorben ist. Noch ist keiner von ihnen einsam zurückgeblieben.

Er horcht in die Dunkelheit hinaus.

Das Pferd, fährt es ihm durch den Kopf. Es wiehert nicht. Deshalb bin ich aufgewacht. Die Stute wiehert sonst immer nachts. Das höre ich, ohne wirklich wach davon zu werden, und in meinem Unterbewußtsein weiß ich, daß ich weiterschlafen kann.

Vorsichtig steht er aus dem knarrenden Bett auf. Vierzig Jahre lang haben sie es schon. Es war das einzige Möbelstück, das sie kauften, als sie geheiratet haben. Und es ist das einzige Bett, das sie in ihrem Leben besitzen werden.

Während er über den Holzboden zum Fenster geht, spürt er, wie ihm das linke Knie weh tut.

Ich bin alt, denkt er. Alt und verbraucht. Jeden Morgen bin ich beim Aufwachen wieder aufs neue überrascht, daß ich schon siebzig Jahre alt bin.

Er sieht in die Winternacht hinaus. Man schreibt den 8. Januar 1990, und Schnee ist in diesem Winter in Schonen noch nicht gefallen. Die Außenlampe an der Küchentür wirft ihr Licht über den Garten, die kahlen Kastanienbäume und die dahinter liegenden Felder. Er schaut blinzeln zum Nachbarhof hinüber, auf dem Lövgrens wohnen. Das weiße, niedrige und langgestreckte Haus ist dunkel. Am Stall, der im rechten Winkel zum Wohnhaus liegt, hängt über der schwarzen Stalltür eine Lampe, die ein milchiges Licht verbreitet. Dort steht die Stute in ihrer Box, und dort wiehert sie plötzlich unruhig in den Nächten.

Er horcht in die Dunkelheit hinaus.

Im Bett hinter ihm knarrt es.

»Was machst du?« murmelt seine Frau.

»Schlaf weiter«, antwortet er. »Ich vertret' mir nur etwas die Beine.«

»Hast du Schmerzen?«

»Nein.«

»Dann schlaf weiter. Steh nicht da und hol dir eine Erkältung.«

Er hört, wie sie sich auf die andere Seite dreht.

Wir haben uns einmal geliebt, denkt er. Aber er wehrt sich gegen den eigenen Gedanken. Das ist ein viel zu feines Wort. Lieben. Das ist nichts für Leute wie uns. Ein Mensch, der über vierzig Jahre lang Bauer gewesen ist, immer gebeugt über den schweren schonischen Lehm Boden, nimmt das Wort »Lieben« nicht in den Mund, wenn er von seiner Frau spricht. In unserem Leben ist die Liebe immer etwas ganz anderes gewesen ...

Er betrachtet das Nachbarhaus, kneift die Augen zusammen, versucht, das Dunkel der Winternacht zu durchdringen.

Wiehere, denkt er. Wiehere in deiner Box, damit ich weiß, daß alles wie immer ist. Damit ich mich noch ein Weilchen in die Federn verkriechen kann. Der Tag eines pensionierten und schmerzgeplagten Landwirts ist auch so schon lang und trostlos genug.

Auf einmal merkt er, daß er das Küchenfenster des Nachbarhauses betrachtet. Irgend etwas ist anders. In all den Jahren hat er ab und zu ein Auge auf die Fenster der Nachbarn geworfen. Jetzt gibt es da plötzlich etwas, das anders aussieht. Oder ist es nur die Dunkelheit, die ihn verwirrt? Er schließt seine Augen und zählt bis zwanzig, um sie auszuruhen. Dann schaut er erneut zum Fenster und ist sich jetzt sicher, daß es offensteht. Ein Fenster, das immer nachts geschlossen war, steht plötzlich offen. Und die Stute hat nicht gewiehert ...

Die Stute hat nicht gewiehert, weil der alte Lövgren nicht seinen gewohnten Nachspaziergang zum Stall gemacht hat, als sich die Prostata gemeldet und ihn aus dem warmen Bett gejagt hat ...

Das ist doch alles Einbildung, sagt er zu sich selbst. Meine Augen sehen einfach nicht mehr richtig. Alles ist wie immer. Was soll denn eigentlich hier schon passieren? In dem kleinen Dorf Lenarp, gleich oberhalb des Kadesees, an der Straße zum schönen Krageholmsee, mitten im Herzen von Schonen? Hier

geschieht nichts. Die Zeit steht still in diesem kleinen Dorf, in dem das Leben wie ein Bach ohne Energie und Willen dahinfließt. Hier wohnen ein paar alte Bauern, die ihr Land an andere verkauft oder verpachtet haben. Hier wohnen wir und warten auf das Unausweichliche ...

Wieder betrachtet er das Küchenfenster und denkt, daß weder Maria noch Johannes Lövgren vergessen würden, es zu schließen. Mit dem Alter geht eine schleichende Angst einher, es werden mehr und mehr Schlösser eingebaut, und niemand vergißt, ein Fenster zu schließen, bevor sich die Nacht herabsenkt. Alt zu werden bedeutet, sich zu ängstigen. Die Angst vor etwas Bedrohlichem, die man als Kind hatte, kehrt zurück, wenn man alt wird ...

Ich kann mich anziehen und hinausgehen, denkt er. Mit dem eiskalten Wind im Gesicht durch den Garten humpeln, bis zu dem Zaun, der unsere Grundstücke voneinander trennt. Ich kann mich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß ich mir alles nur eingebildet habe.

Aber er beschließt, stehenzubleiben. Bald wird Johannes aus dem Bett aufstehen, um Kaffee zu kochen. Erst macht er das Licht auf der Toilette an, dann die Lampe in der Küche. Alles wird so sein wie immer ...

Er steht am Fenster und merkt, daß er friert. Es ist die Alterskälte, die kriechend herankommt, selbst in den wärmsten Räumen.

Er denkt an Maria und Johannes. Mit ihnen waren wir auch verheiratet, denkt er, als Nachbarn und Bauern. Wir haben einander geholfen, die Mühen und die schlechten Jahre geteilt.

Aber wir haben auch die guten Zeiten miteinander genossen. Zusammen haben wir Mittsommer und Weihnachten gefeiert. Unsere Kinder sind zwischen den beiden Höfen hin- und hergelaufen, als gehörten sie zu beiden. Und jetzt teilen wir die lange, ausgedehnte Zeit des Alters ...

Ohne zu wissen warum, öffnet er das Fenster, vorsichtig, um die schlafende Hanna nicht zu wecken. Er hält den Fensterha-



ken gut fest, damit der kalte, böige Wind ihm das Fenster nicht aus der Hand reißt. Aber es ist völlig windstill, und jetzt erinnert er sich auch, daß der Wetterbericht im Radio nichts von einem heranziehenden Unwetter über der schonischen Ebene gemeldet hat.

Der Sternenhimmel ist klar, und es ist sehr kalt. Er will das Fenster gerade wieder schließen, als er glaubt, ein Geräusch zu hören. Er horcht und dreht das linke Ohr nach draußen. Es ist sein gutes Ohr, im Gegensatz zum rechten, das all die Zeit auf engen und lärmenden Traktoren nicht unbeschadet überstanden hat. Ein Vogel, fährt es ihm durch den Kopf. Ein schreiender Nachtvogel.

Dann bekommt er Angst. Die Angst kommt aus dem Nichts und ergreift Besitz von ihm.

Es klingt wie der Schrei eines Menschen. Verzweifelt, um zu anderen Menschen durchzudringen.

Eine Stimme, die weiß, daß sie durch dicke Steinwände dringen muß, um die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn zu wecken ...

Ich bilde mir das nur ein, denkt er. Da ist niemand, der schreit. Wer sollte das denn auch sein?

Er schließt das Fenster mit einem Ruck, so daß ein Blumentopf scheppert und Hanna wach wird.

»Was machst du?« fragt sie, und er hört ihr an, daß sie verstört ist.

Als er antworten will, ist er sich seiner Sache plötzlich sicher.

Seine Angst ist berechtigt.

»Die Stute wiehert nicht«, sagt er und setzt sich auf die Bettkante. »Und das Küchenfenster bei Lövgrens steht offen. Und ich glaube, jemand schreit.«

Sie setzt sich im Bett auf.

»Was sagst du da?«

Er will nicht antworten, aber jetzt ist er sich sicher, daß es kein Vogel war, den er gehört hat.

»Johannes oder Maria«, sagt er. »Einer von ihnen ruft um Hilfe!«

Sie steigt aus dem Bett und geht zum Fenster. Groß und breit steht sie dort in ihrem Nachthemd und schaut in die Dunkelheit hinaus.

»Das Küchenfenster steht nicht offen«, flüstert sie. »Es ist eingeschlagen worden.«

Er geht zu ihr und friert jetzt so, daß er am ganzen Körper bebt.

»Da ruft jemand um Hilfe«, sagt sie, und ihre Stimme zittert.

»Was sollen wir tun?« fragt er.

»Geh hin«, antwortet sie. »Beeil dich!«

»Und wenn es gefährlich ist?«

»Sollen wir etwa unseren besten Freunden nicht helfen, wenn ihnen etwas zugestoßen ist?«

Hastig zieht er sich an und nimmt die Taschenlampe, die im Küchenschrank neben Sicherungen und der Kaffeedose steht. Der Lehm unter seinen Füßen ist gefroren. Als er sich umdreht, sieht er Hannas Umrisse im Fenster.

Am Zaun bleibt er stehen. Alles ist still. Jetzt erkennt auch er, daß das Küchenfenster eingeschlagen worden ist. Vorsichtig klettert er über den niedrigen Zaun und nähert sich dem weißen Haus. Keine Stimme dringt zu ihm.

Ich bilde mir das ein, denkt er wieder. Ich bin ein alter Tattergreis, der nicht mehr auseinanderhalten kann, was wirklich geschieht und was nicht. Vielleicht habe ich ja doch diese Nacht von den Stieren geträumt? Den alten Traum von den Stieren, die einmal auf mich zurannten, als ich noch ein Kind war und mich begreifen ließen, daß ich eines Tages sterben würde ...

Da hört er wieder das Rufen. Es ist schwach, mehr ein Jammern. Es ist Maria.

Er geht zum Schlafzimmerfenster und späht vorsichtig durch den Spalt zwischen Gardine und Fensterrahmen.

Plötzlich weiß er, daß Johannes tot ist. Er leuchtet mit der

Taschenlampe hinein und schließt heftig die Augen, bevor er sich zwingt, wieder hinzusehen.

Auf den Boden herabgerutscht sieht er dort Maria, die an einen Stuhl gefesselt ist. Ihr Gesicht ist blutig, ihr Gebiß liegt zerschlagen auf dem blutverschmierten Nachthemd.

Dann sieht er einen Fuß von Johannes. Er kann nur den Fuß sehen. Der restliche Körper wird von der Gardine verdeckt.

Er humpelt zurück und klettert wieder über den Zaun. Sein Knie schmerzt, als er verzweifelt über den gefrorenen Lehm-boden stolpert.

Erst ruft er die Polizei an.

Dann holt er sein Brecheisen aus der Garderobe, in der es nach Mottenkugeln riecht.

»Bleib hier«, sagt er zu Hanna. »Ich will nicht, daß du das siehst.«

»Was ist denn passiert?« fragt sie mit Tränen der Angst in den Augen.

»Ich weiß es nicht«, sagt er. »Aber ich bin davon aufgewacht, daß die Stute diese Nacht nicht gewiehert hat. Das weiß ich genau.«

Es ist der 8. Januar 1990.

Noch keine Spur von Morgendämmerung.

Der Eingang des Telefongesprächs wurde von der Polizei in Ystad gegen 5.13 Uhr registriert. Entgegengenommen wurde das Gespräch von einem übernächtigten Polizisten, der seit Silvester fast ununterbrochen im Dienst war. Er hatte der stammelnden Stimme am anderen Ende der Leitung zugehört und zunächst gedacht, daß es sich wohl nur um einen verwirrten alten Mann handelte. Aber irgend etwas hatte dann doch seine Aufmerksamkeit geweckt. Er begann, Fragen zu stellen. Als das Gespräch beendet war, dachte er einen kurzen Moment lang nach, bevor er wieder nach dem Hörer griff und eine Nummer wählte, die er auswendig konnte.

Kurt Wallander schlief. Am Abend vorher war er viel zu lange aufgeblieben und hatte sich Platten von Maria Callas angehört, die ihm ein Freund aus Bulgarien zugeschickt hatte. Immer wieder hatte er ihre ›Traviata‹ aufgelegt, so daß es fast zwei war, als er sich endlich ins Bett legte.

Als ihn das Klingeln des Telefons nun jäh aus dem Schlaf riß, befand er sich mitten in einem hitzigen erotischen Traum. Als ob er sich vergewissern wollte, daß es sich wirklich nur um einen Traum gehandelt hatte, streckte er den Arm zur Seite aus und tastete das Bettuch ab. Weder seine Frau, die ihn vor drei Monaten verlassen hatte, lag neben ihm, noch die Farbige, mit der er gerade noch leidenschaftlich geschlafen hatte.

Er sah auf die Uhr, während er sich gleichzeitig nach dem Hörer reckte. Ein Autounfall, schoß es ihm durch den Kopf. Glatteis und dann wieder einer, der trotzdem zu schnell gefahren und von der E 14 abgekommen ist. Oder Ärger mit den

Asylsuchenden, die mit der Nachtfähre aus Polen rübergekommen sind.

Er setzte sich im Bett auf und klemmte den Hörer zwischen Schulter und Kinn, auf dem die Bartstoppeln brannten.

»Wallander!«

»Hoffentlich habe ich dich nicht geweckt?«

»Blödsinn, ich war wach.«

Warum lügt man? dachte er. Warum sage ich nicht einfach, wie es wirklich gewesen ist. Daß ich am liebsten auf der Stelle wieder einschlafen würde, um den entschwundenen Traum von einer nackten Frau wieder einzufangen?

»Ich fand, daß es besser sei, dich anzurufen.«

»Autounfall?«

»Nein, das nicht gerade. Ein alter Bauer hat angerufen, gesagt, daß er Nyström heißt und in Lenarp wohnt. Er behauptet, daß eine Nachbarin gefesselt auf der Erde sitzt und daß jemand umgekommen ist.«

Wallander überlegte kurz, wo Lenarp genau lag. Nicht allzu weit weg von Marsvinsholm, in einem für schonische Verhältnisse relativ hügeligen Gebiet.

»Es klang ernst. Ich dachte, es wäre das beste, dich direkt anzurufen.«

»Wen hast du im Moment alles auf dem Präsidium?«

»Peters und Noren sind gerade draußen und suchen nach einem, der beim ›Continental‹ eine Scheibe eingeworfen hat. Soll ich sie anfunken?«

»Sag ihnen, sie sollen zur Kreuzung zwischen Kadesjö und Katslösa kommen und dort auf mich warten. Gib ihnen die Adresse durch. Wann kam der Anruf?«

»Vor ein paar Minuten.«

»Bist du sicher, daß es nicht doch nur ein Besoffener war?«

»Es klang nicht danach.«

»Na schön.«

Er zog sich hastig an, ohne zu duschen, goß sich eine Tasse lauwarmen Kaffee ein, der noch in der Thermoskanne übrig

war und sah aus dem Fenster. Er wohnte in der Mariastraße, im Zentrum von Ystad, und die Häuserfassade gegenüber war risig und grau. Einen Moment lang überlegte er, ob es in diesem Winter in Schonen wohl noch schneien würde, und hoffte, daß dies nicht der Fall sein würde. Mit den schonischen Schneestürmen kam unweigerlich eine Zeit unaufhörlicher Plackerei. Autounfälle, eingeschneite Frauen, die bald gebären würden, von der Außenwelt abgeschnittene, isolierte Rentner und heruntergestürzte Hochspannungsleitungen. Mit den Schneestürmen kam das Chaos, und er dachte, daß er in diesem Winter für eine Begegnung mit dem Chaos schlecht gerüstet war. Immer noch brannte in ihm die Angst, die ihn gepackt hatte, weil seine Frau ihn verlassen hatte.

Er fuhr die Regementsstraße entlang, bis er zur östlichen Umgehungsstraße kam. An der Dragonstraße mußte er bei Rot anhalten, und er schaltete das Autoradio ein, um die Nachrichten zu hören. Eine aufgeregte Stimme berichtete von einem Flugzeugabsturz über einem fernen Kontinent.

*Leben hat seine Zeit, und Sterben hat seine Zeit*, dachte er, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb. Diese Beschwörungsformel hatte er sich vor vielen Jahren selbst ausgedacht. Damals war er noch ein junger Polizist gewesen, der auf den Straßen seiner Heimatstadt Malmö Streife ging. Eines Tages hatte ein Betrunkener ein großes Schlachtermesser gezogen, als sie ihn vom Pildammspark wegfahren wollten. Wallander hatte einen tiefen Schnitt direkt neben dem Herzen abbekommen. Nur wenige Millimeter hatten ihn von einem vorzeitigen Tod getrennt. Er war gerade dreiundzwanzig Jahre alt und hatte mit tödlichem Ernst begreifen müssen, was es bedeutete, ein Polizist zu sein. Die Beschwörungsformel war seine Art, sich gegen das Bild aus der Erinnerung zu wehren.

Er fuhr aus der Stadt hinaus, passierte das neugebaute Möbelhaus am Stadtrand und sah für einen flüchtigen Moment lang das Meer dahinter. Es war grau und lag doch eigentümlich still da, wenn man bedachte, daß es mitten im

Winter war. Weit draußen am Horizont zeichnete sich ein Schiff ab, das nach Osten steuerte.

Die Schneestürme werden kommen, dachte er.

Früher oder später brechen sie über uns herein.

Er schaltete das Autoradio ab und versuchte, sich auf das Kommando zu konzentrieren.

Was wußte er eigentlich bisher?

Eine alte Frau, festgebunden auf der Erde sitzend? Ein alter Mann, der behauptet, sie gesehen zu haben? Er beschleunigte, als er die Abfahrt nach Bjäresjö passierte, und beschloß, daß es sich wohl nur um einen alten Mann handeln würde, der von plötzlich auftauchender Senilität gepackt worden war. In all den Jahren, die er schon bei der Polizei war, hatte er mehr als einmal erleben müssen, wie alte und isolierte Menschen das Rufen der Polizei als einen letzten, verzweifelten Hilferuf angewandt hatten.

Der Streifenwagen wartete an der Abfahrt nach Kadesjö auf ihn. Peters war ausgestiegen und beobachtete einen Hasen, der ziellos auf einem Acker hin und her lief.

Als er Wallander in seinem blauen Peugeot kommen sah, hob er die Hand zur Begrüßung und setzte sich ans Steuer. Der gefrorene Schotter knirschte unter den Reifen. Kurt Wallander folgte dem Streifenwagen. Sie passierten die Abzweigung nach Trunnerup, fuhren weiter einige steile Hügel hinauf und kamen schließlich nach Lenarp. Dort bogen sie in einen schmalen Feldweg ein, der kaum mehr war als eine ausgefahrene Traktorspur. Nach etwa einem Kilometer waren sie dann am Ziel. Zwei nebeneinanderliegende Höfe, zwei weißgetünchte, langgestreckte Gebäude mit liebevoll gepflegten Gärten davor.

Ein alter Mann kam ihnen entgegengeläufen. Kurt Wallander fiel auf, daß er humpelte, als habe er Schmerzen im Knie.

Als er aus dem Auto stieg, merkte er, daß Wind aufgekommen war. Vielleicht würde es ja doch bald Schnee geben?

Sobald er den Mann sah, wußte er, daß ihn an diesem Ort etwas wirklich Furchtbares erwartete. In den Augen des

Mannes funkelte eine Angst, die nicht aus der Einbildung erwuchs.

»Ich hab' die Tür aufgebrochen«, wiederholte er immer wieder aufgeregt. »Ich hab' die Tür aufgebrochen, denn ich mußte doch nachsehen. Aber sie ist auch bald tot, sie auch.«

Durch die aufgebrochene Tür traten sie ins Haus. Kurt Wallander spürte, wie ihm ein herber Alte-Leute-Geruch entgegenschlug. Die Tapeten waren altmodisch, und er mußte die Augen zusammenkneifen, um in der Dunkelheit etwas erkennen zu können.

»Was ist denn eigentlich passiert?« fragte er.

»Da drinnen«, antwortete ihm der alte Mann.

Dann begann er zu weinen.

Die drei Polizisten sahen sich an.

Kurt Wallander stieß mit dem Fuß die Tür auf.

Es war schlimmer, als er sich vorgestellt hatte. Viel schlimmer. Später würde er sagen, daß es das Schlimmste war, was er je gesehen hatte. Und dabei hatte er weiß Gott viel gesehen.

Das Schlafzimmer des alten Paares war über und über mit Blut verschmiert. Es war sogar bis an die Porzellanlampe hinaufgespritzt, die an der Decke hing. Bäuchlings lag ein alter Mann mit nacktem Oberkörper und heruntergerutschter Unterhose auf dem Bett. Sein Gesicht war bis zur völligen Unkenntlichkeit deformiert. Es sah aus, als habe jemand versucht, ihm die Nase abzuschneiden. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden, und der linke Oberschenkel war gebrochen. Der weiße Knochen setzte sich deutlich von dem ihn umgebenden Rot ab.

»Oh, mein Gott«, hörte er Noren hinter sich stöhnen und merkte selber, wie ein Brechreiz in ihm hochstieg.

»Krankenwagen«, sagte er schluckend. »Schnell, schnell ...«

Dann beugte er sich über die Frau, die, an einen Stuhl gefesselt, halb auf der Erde lag. Außer den Fesseln an den Händen hatte man ihr zusätzlich mit einer Schlinge den Hals zugezogen. Sie atmete noch schwach, und Wallander schrie Peters zu,



er solle nach einem Messer suchen. Sie durchtrennten das dünne Seil, das sich tief in ihre Handgelenke und ihren Hals eingegraben hatte, und legten sie dann vorsichtig auf den Boden. Wallander hielt ihren Kopf in seinem Schoß.

Er sah Peters an und begriff, daß sie beide dasselbe dachten.

Wer konnte nur so brutal sein, so etwas fertigzubringen? Einer alten, hilflosen Frau mit einer Schlinge den Hals zuzuziehen?

»Warte draußen«, sagte Kurt Wallander zu dem Alten, der nach wie vor im Türrahmen stand. »Warte draußen und rühr hier nichts an.«

Er hörte, daß seine Stimme aggressiv klang.

Ich brülle, weil ich Angst habe, dachte er. Was ist das nur für eine Welt, in der wir leben?

Es dauerte fast zwanzig Minuten, bis der Krankenwagen endlich kam. Die Atemzüge der Frau waren unterdessen immer unregelmäßiger geworden, und bei Kurt Wallander war ständig die Sorge gewachsen, daß jede Hilfe zu spät kommen würde.

Er erkannte den Fahrer des Krankenwagens, der Antonson hieß. Sein Beifahrer war ein junger Mann, den er noch nie zuvor gesehen hatte.

»Hallo«, grüßte Wallander. »Er ist tot. Aber sie lebt noch. Versucht, sie am Leben zu halten.«

»Was ist passiert?« fragte Antonson.

»Ich hoffe, das kann ich beantworten, wenn sie am Leben bleibt. Beeilt euch!«

Als der Krankenwagen auf dem Schotterweg verschwunden war, gingen Kurt Wallander und Peters hinaus. Noren trocknete sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Fast unmerklich war in der Zwischenzeit die Morgendämmerung hereingebrochen. Kurt Wallander sah auf seine Armbanduhr. Zwei Minuten vor halb acht.

»Das ist ja der reinste Schlachthof«, meinte Peters.

»Schlimmer«, gab Wallander zurück. »Ruf an und laß die

ganze Mannschaft ausrücken. Noren soll alles absperren. Ich rede in der Zwischenzeit mal mit dem alten Mann.«

Im selben Augenblick, in dem er dies gesagt hatte, hörte er etwas, was wie ein Schrei klang. Er zuckte zusammen, während der Schrei sich gleichzeitig wiederholte.

Es war das Wiehern eines Pferdes.

Sie gingen zum Stall hinüber und öffneten das Tor. In der Dunkelheit scharrte ein Pferd unruhig in seiner Box. Es roch nach warmem Dung und Urin.

»Gib dem Pferd etwas Wasser und Heu«, sagte Kurt Wallander. »Vielleicht gibt es hier auch noch andere Tiere.«

Als er wieder aus dem Stall herauskam, durchschauderte es ihn kalt. Schwarze Vögel lärmten in einem einsamen Baum, der weit entfernt auf einem Feld stand. Er sog die kühle Luft in seine Lungen und merkte, daß der Wind weiter aufgefrischt hatte.

»Sie heißen Nyström«, sagte er zu dem Mann, der jetzt aufgehört hatte zu weinen. »Jetzt müssen Sie mir alles erzählen, was hier geschehen ist. Wenn ich recht verstehe, wohnen Sie im Nachbarhaus?«

Der Mann nickte.

»Was ist denn nur passiert?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Das hoffe ich eigentlich von Ihnen zu erfahren«, erwiderte Kurt Wallander. »Können wir vielleicht zu Ihnen hineingehen?«

In der Küche saß eine weinende Frau in altmodischem Morgenrock zusammengesunken auf einem Stuhl. Aber sobald Kurt Wallander sich vorgestellt hatte, erhob sie sich und kochte Kaffee. Sie setzten sich an den Küchentisch. Wallander betrachtete den Weihnachtsschmuck, der noch an der Fensterscheibe hing. Am Fenster lag eine alte Katze, die ihn keine Sekunde aus den Augen ließ. Er streckte die Hand nach ihr aus, um sie zu streicheln.

»Sie beißt«, sagte Nyström. »Sie ist keine Menschen gewöhnt; außer Hanna und mir natürlich.«

Kurt Wallander dachte an seine eigene Frau, die ihn verlas-

sen hatte, und versuchte sich klar darüber zu werden, an welchem Punkt er anfangen sollte. Ein bestialischer Mord, dachte er. Und wenn wir richtiges Pech haben, dann haben wir es hier sogar bald mit einem Doppelmord zu tun.

Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er klopfte gegen die Fensterscheibe und winkte Noren zu sich heran.

»Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick«, sagte er und erhob sich.

»Das Pferd hatte genug Wasser und Heu. Andere Tiere gab es nicht.«

»Sorg dafür, daß jemand ins Krankenhaus fährt«, erwiderte Kurt Wallander. »Für den Fall, daß sie aufwacht und etwas sagen will. Sie muß ja alles mit angesehen haben.«

Noren nickte.

»Schick jemanden mit guten Ohren«, fügte Kurt Wallander hinzu. »Oder noch besser jemanden, der von den Lippen lesen kann.«

Als er in die Küche zurückkam, zog er seinen Mantel aus und legte ihn auf die Küchenbank.

»Erzählen Sie«, sagte er. »Erzählen Sie jetzt, und lassen Sie nichts aus. Lassen Sie sich Zeit.«

Nach zwei Tassen ziemlich dünnem Kaffee begriff er, daß weder Nyström noch seine Frau etwas von Bedeutung zu berichten hatten. Alles, was er herausbekam, waren ein paar Uhrzeiten und die Lebensgeschichte des überfallenen Paares.

Zwei Fragen standen noch aus.

»Wissen Sie, ob die beiden größere Summen Geld zu Hause aufbewahrten?« wollte er als erstes wissen.

»Nein«, antwortete Nyström. »Sie haben alles auf die Bank gebracht. Die Rente auch. Und reich waren sie auch nicht. Als sie das Land, die Tiere und die Maschinen verkauft haben, haben sie das Geld den Kindern gegeben.«

Die zweite Frage erschien ihm von vornherein sinnlos. Aber er stellte sie trotzdem. In der augenblicklichen Situation hatte er keine andere Wahl.

»Wissen Sie, ob die beiden Feinde hatten?« wollte er wissen.

»Feinde?«

»Jemanden, der das hier möglicherweise getan haben könnte.«

Sie schienen die Frage nicht verstanden zu haben.

Er wiederholte sie.

Die beiden Alten sahen ihn verständnislos an.

»Solche wie wir haben keine Feinde«, antwortete schließlich der Mann. Wallander konnte aus dem Tonfall heraushören, daß er sich ein wenig angegriffen fühlte. »Es kann schon einmal vorkommen, daß wir Meinungsverschiedenheiten haben. Über die Unterhaltskosten für einen Feldweg, oder darüber, wo genau die Flurgrenze verläuft. Aber deshalb bringen wir uns bestimmt nicht gegenseitig um.«

Wallander nickte.

»Ich werde bald wieder von mir hören lassen«, sagte er abschließend und erhob sich mit dem Mantel in der Hand. »Und wenn Ihnen doch noch etwas einfallen sollte, zögern Sie nicht, uns anzurufen. Fragen Sie nach Kurt Wallander.«

»Und wenn die zurückkommen ...?« fragte die alte Frau.

Kurt Wallander schüttelte den Kopf.

»Das wird nicht passieren«, erwiderte er. »Sicher waren es Einbrecher. Die kommen nie zurück. Sie brauchen keine Angst zu haben.«

Ihm war, als müsse er sich noch etwas einfallen lassen, um sie zu beruhigen. Aber was sollte er schon sagen? Wie konnte er Menschen Sicherheit schenken, die soeben miterleben mußten, wie ihr nächster Nachbar brutal ermordet worden war? Und die nichts anderes tun konnten, als auf den Tod eines weiteren Menschen zu warten?

»Das Pferd«, sagte er. »Wer gibt ihm Heu?«

»Das machen wir schon«, antwortete der alte Mann. »Es soll bekommen, was es braucht.«

Wallander trat in die kalte Morgendämmerung hinaus. Der Wind war stärker geworden, und er duckte sich, als er zu sei-